

Für die beiden Höhenpilger freilich kommt das Erwachen zu spät. Die Sehnsucht jauchzt, im Erwachen für immer erlöschend, das trunkene Wort, das nicht mehr an Gespenstern haftet:

Die Sonne, die Sonne!

Dann begräbt die Lawine die Auferstandenen, wie einst Brand in ihr sein Ende gefunden, und die Diakonissin schlägt über den zum Sterben Wiedergeborenen des Kreuz, den Erlösten, denen nur noch vergönnt war, in Schönheit zu sterben, den Frieden kündend: Pax vobiscum!

Heinrich Heine als Politiker.

Von

Ida Häny-Lux.

(Berlin.)

Es ist so eine fromme Sitte unserer pietätvollen Zeit, dass man jeweilen, wenn 50 oder 100 Jahre verflossen sind, seit ein berühmter Mann sich die Welt zum ersten oder letzten Mal angeguckt hat, seiner gedenkt, indem man ihn — natürlich bildlich genommen — aus der Rumpelkammer hervorholt, fein säuberlich in Ordnung bringt und von allen Seiten beleuchtet, um ihn dann post festum wieder an den alten Platz zu stellen. Es kommt bei dieser Beleuchtung eine erstaunliche Menge Menschentugend und Menschenwert zum Vorschein.

Bei Heinrich Heine war diese Pietät nicht nötig. Wie gerne hätte man in unserem lieben realpolitischen Deutschland ihn in eine Rumpelkammer gesteckt! Zum Unglück ist nun gar sein Geburtsjahr nicht einmal feststehend, und so mussten manche Braven es mit Schmerz erleben, dass eine Anzahl Europäer gar zweimal seinen hundertsten Geburtstag feiern. Ja, seine lieben Landsleute, die ihm in seiner Heimat durchaus kein Denkmal gönnen wollen, können es nicht einmal verhindern, dass er sogar seinen zweiten Jahrestag noch überlebt.

Aber wenn sie ihn auch nicht tot bekommen können, so können sie ihn wenigstens schlecht machen. Und wenn sie auch dem Dichter Heine nicht viel anhaben können, weil das für sie meistens ein zu schwieriges Thema ist, so bleibt immer noch der Mensch, der wohl anzugreifen ist. Denn, mag der Privatmann sich auch einer posthumen Moral entziehen, so ist doch der Parteimann eine Persönlichkeit, die dem öffentlichen Urteil unterliegt. Heine muss als Parteimann betrachtet werden, denn er hat während der besten Jahre seines Lebens die Politik als seine vornehmste Lebensaufgabe angesehen und eine in gewissem Sinne tief eingreifende und zeitweise tonangebende Rolle gespielt.

Die Frage nach der Einwirkung des Milieus ist heute so sehr das A und O jeder biographischen Darstellung, dass es genügt, äussere Thatsachen anzugeben und den Leser die Schlüsse selbst ziehen zu lassen. Kennt man dazu noch die vererbten Eigenschaften, Rasse und Stand genau, so glaubt man auch die Formel zu haben, die auf den Menschen passt; glücklicherweise stimmt es aber nicht immer, und die einzelnen Persönlichkeiten erlauben sich noch Privatnuancen.

Heines Jugend fällt in eine Zeit der crassesten Widersprüche, in der weder auf politischem, noch religiösem, noch litterarischem Gebiet eine vorherrschend starke Strömung zu erkennen ist. Da war nur das Gähren einer werdenden Zeit, das sich schliesslich bis in die einzelnen Individuen geltend machte, dazu

kamen für Heine persönlich noch Widersprüche in der Familie, Reichtum und Armut in nächster Berührung, ein Schwanken in den Erziehungsprincipien und das Moment der nominellen Judenbefreiung, der der thatsächliche Widerhall im Bewusstsein der Zeitgenossen noch fehlte. Doch fühlte sich Heine stets als Deutscher und als Hellene im Gegensatz zu dem nazarenischen Element, unter dem er Judentum und Christentum zusammenfasst, und gerade von diesem Hellenentum aus stellte er sich als Künstler auf den Boden Goethes, als Philosoph auf den Standpunkt Hegels.

In seinen Studienjahren in Bonn machte er begeistert den deutschen Freiheitsrausch mit und war mit Leib und Seele Burschenschaftler, freilich ohne die Nuance der Deutschtümelei, die damals sich schon zeitweise breit machte. Doch empfand er schon an sich die Schattenseiten dieses Treibens und ging mit seinen Wünschen und Freiheitshoffnungen weit über die Ziele hinaus, die seiner nächsten Umgebung vorschwebten. Er wollte mit den Vorurteilen überhaupt brechen und namentlich den alten Privilegien auf den Leib rücken, die eine freie Menschheitsentwicklung unmöglich machen. Er kam auch schon früh deshalb in Collisionen, und es ist nicht zu verwundern, dass er sich eine Zeitlang in seinen Plänen beschränkte und fast ausschliesslich mit der Befreiung der Juden beschäftigte. Seinen Uebertritt zum Christentum im Jahre 1825 betrachtete er selbst als einen Nothbehelf, um sich auf irgend eine Weise zu materieller Freiheit durcharbeiten zu können, er machte nie ein Hehl daraus, dass nur äussere Gründe ihn zu diesem Schritt bewegten. Es war aber auch das umsonst, im Vaterland konnte er keine Stellung finden, und die Abhängigkeit von seinem Onkel bedrückte ihn. Er war sich seines Wertes bewusst, war sich bewusst, dass seine Ziele höher waren, als die der meisten seiner Mitstrebenden; er stiess aber auf allen Seiten auf eine Welt, die ihn missverstand, und er griff zu seiner besten Waffe, dem Spott, der ihm den unversöhnlichsten Hass der Kleinen eintug.

Da brach in Paris die Julirevolution aus. Mit flammender Begeisterung begrüsst sie Heine. Man lese das herrliche zweite Capitel in seinem Buch über Börne! Es litt ihn nicht mehr im engen Deutschland, das er unter dem Schutz von 36 Monarchen weiter schlafen sah. Er suchte das Leben in dem Lebenscentrum, in Paris. Hätte er gewusst, dass er in die Verbannung ging, so wäre er wohl nicht so zukunftsfreudig ausgewandert.

Wie sehr Heine in der ersten Zeit von Paris entzückt war, ist allbekannt. Das Heimweh nach Deutschland, das als leises Beben oder als ironisches Selbstverlachen späterhin durch alle seine Arbeiten klingt, ist einer der rührendsten Züge, die uns den Dichter so lieb machen. Paris bot ihm eben immer nur das, was es jedem Fremden bietet, einen gastlichen Empfang in den Staatszimmern, aber nicht den warmen Platz am häuslichen Herd. Und wenn ihm die Staatspension zu Teil wurde, um derenwillen man ihn so bitter anklagte, so hatte er es weit mehr der Fürsorge seiner Freundin, der Prinzessin Belgiojoso zu verdanken, als einer speciellen Sympathie der Regierung für ihn. Aus einem gewissen Anstandsgefühl heraus hielt er aber späterhin mit seinem Urtheil über Frankreich etwas zurück, rechtfertigte trotzdem nie den Vorwurf der Liebedienerei, der ihm so oft gemacht wurde.

Als Heine in Paris ankam, wusste er erst recht nicht, was er mit sich anfangen solle. Er fühlte, dass er nicht zum Parteiführer geschaffen war, da er nicht die nötige Consequenz der Gedanken, nicht den richtigen Tact und

Reserve dazu besass, und wenn er auch in seinem Innersten das Pathos der Begeisterung hatte, so verfügte er doch nicht über die äussere Pathetik, die der Parteimann braucht, um die Massen mitzureissen. Er war immer mehr Dichter als Politiker, und da er nur mit dem Gefühl ging, war er stets ehrlich. Gefühlspolitik ist aber zuweilen unfruchtbar.

Das, was Heine wollte, ist eigentlich in kurze Worte zu fassen: die persönliche Freiheit auf jedem Gebiet. Mit dieser Forderung zog er einerseits einen weit engeren Kreis um sein politisches Gebiet, als seine Zeitgenossen, andererseits aber ging er damit weiter, als die meisten unter ihnen. Nur der Umstand, dass er diese seine Forderung mit Leidenschaft vertrat, stempelt ihn zum Revolutionär. Er wollte statt der alten Privilegien neue geben, das Vorrecht des Geistes über die Masse und über die Gewalt, und in diesem Sinne kann man ihn einen Republikaner mit aristokratischer Gesinnung nennen. Manchmal freilich erfasst ihn ein plötzlicher heisser Zorn, wie er so beredt in dem Weberlied sich ausspricht.

Heine war zu ehrlich, um seinen Gefühlen irgendwie Zwang anzuthun und sie in die Formel zu bringen, die ihm die Menge gewonnen hätte. Und gerade, weil seine Grundideen so einfach waren, konnte er mit verschiedenen Parteien ehrlich Hand in Hand gehen, bis ihn dann irgend eine hässliche oder lächerliche Seite der Führer zu einem Witz oder einem zornigen Wort hinriss, wodurch er sich überall alle Thüren unwiderruflich verschloss.

Heine war sich aber bald bewusst, dass er politisch nicht ernst genommen wurde, und er litt darunter, obschon er das Unzulängliche in seinen Theorien selbst einsah. Und dennoch füllte die Politik die ersten zwanzig Jahre seines Pariser Aufenthaltes so sehr aus, dass die rein poetische Thätigkeit dagegen in den Hintergrund trat.

Für einen Lieblingsgedanken hat er aber mit aller Macht gewirkt, und da ist sein Verdienst unanfechtbar. Als Dichter, Genie und als Jude fasste er den Freiheitsgedanken als gleichbedeutend mit Kosmopolitismus auf, und er war eifrig bestrebt, die beiden Nationen, denen er angehörte, zu verbinden, den Deutschen suchte er die Grazie und Beweglichkeit der Franzosen wenn nicht zu geben, so doch seelisch verständlich zu machen und für die Franzosen wollte er den Wert des ernsten gediegenen Deutschtums, das sie aus Frau von Staëls *De l'Allemagne* nur oberflächlich kannten, darthun. In Bezug auf Frankreich ist es ihm so weit gelungen, dass kein deutscher Dichter dort so sehr geschätzt und so sehr verstanden wird, wie Heine.

Paris hatte auf Heines politische Ideen einen weitgehenden, wenn auch merkwürdigen Einfluss. Es machte ihn nämlich nicht etwa zum eingefleischten Revolutionär, sondern es gab seinen Anschauungen den einzigen festen Stempel, den sie jemals gehabt. Heine war begeisterter Saint-Simonist. Er nahm aus dem Saint-Simonismus die wirtschaftlichen und im höchsten Sinne ethischen Forderungen. Er zog aus dem Saint-Simonismus die Quintessenz, die nach ihm mancher gläubige Socialist als Devise annahm:

„Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein
Und wollen nicht mehr darben,

Verschlemmen soll nicht der faule Bauch
Was fleissige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder“

Er hatte eine besondere Sympathie für die Maximen, die Entantn und seine Leute aufs Panier erhoben: Wir wollen die Armen auf die Höhe der Reichen bringen und nicht die Reichen auf die Stufe der Armen erniedrigen u. s. w.

Natürlich waren das damals Utopieen. Aber Utopieen, die einem Dichter ein weites Feld eröffnen. Fünfzehn Jahre lang baute Heine auf diesen Untergrund sein Gebäude auf, und es war ihm ein bitterer Schmerz, als alles in sich zusammenbrach. Im Grund war er immer auf dem Standpunct der Jugend von 1830 stehen geblieben.

Seine politischen Gedanken legte Heine vor allem in den Zeitgedichten nieder, die, obgleich sie sich ausschliesslich gegen Persönlichkeiten und Ereignisse seines Tages richten, also nicht so direct von unserer Zeit verstanden werden, wie es damals der Fall war, eine solche Fülle köstlichsten Witzes, einen solchen Sprühregen Heineschen Geistes enthalten, dass sie auch heute noch wirken; und wehe dem, der damals von Heines Spott betroffen worden. Wenn die Wunde auch nach langer Zeit vernarbte, die Narbe blieb. Und die Zeitgedichte fielen wie Bomben in das Kampfesleben seiner Zeit.

Unter die politischen Dichtungen gehört auch Deutschland, und da bricht wieder sein mehr kosmopolitisches Empfinden gegenüber dem engen Tendenzdichtertum seiner Zeit durch, was ihm auch vielfach den Hass seiner Landsleute eingetragen. Bei dem Besuch in der Heimat, nach dreizehnjährigem Exil, überkam ihn auch noch die Enttäuschung, die keinem erspart bleibt, der in späteren Jahren die Stätten seiner Jugend wieder sieht, und nach dem Aufenthalt in Frankreich kam ihm der deutsche Michel noch weit reactionärer vor, als er ihn sich vorgestellt, und diese Empfindungen drückt er unumwunden aus.

Und dann bricht in beissender Ironie, allen politischen Ideen scheinbar zum Trotz, im Atta Troll der Aristokrat, das Genie wieder durch; Heine hatte, wie Brandes sagt, „die Liebe der grossen Natur für menschliche Grösse und das rein nervöse Entsetzen der feinfühligen Natur vor jeder Mittelmässigkeit überhaupt“.

Atta Troll bedeutet nicht einen einzelnen Dichter sondern die „demokratische“ Philister-Dichtung überhaupt, die da gehorsamst tanzt, um den Anderen eine Freude zu machen, und die auch fein artig vollkommen kunstgerecht tanzt. Heine will wohl der Menschheit das physische Wohlbehagen erkämpfen, aber vor einem Arbeitshaus ohne Schönheit, ohne Ueberfluss schaudert der Künstler in ihm zusammen.

Die Gegner Heines sind übrigens in allen Lagern zu suchen. Alles, was eng ist und beschränkt, findet in ihm gerade das, was ihm am meisten verhasst ist. Unsere Nationaldeutschen können es ihm nicht verzeihen, dass er auch in seinen politischen und volkpsychologischen Anschauungen über die Landesgrenzen hinausging; und auf der anderen Seite werfen ihm manche braven „consequenten Materialisten“ die Bewunderung der grossen Persönlichkeit vor. Diese können seine Verehrung für die gigantische Gestalt eines Napoléon so wenig begreifen, wie jene seine Wertschätzung des französischen Wesens.

Es fällt mir nicht ein, Heine gegen diese Vorwürfe in Schutz nehmen zu wollen. Das erübrigt sich. Wie zu seinen Lebzeiten, so kann auch heute Heine den Reactionären aller Schattierungen und auch den „Unentwegten“ unter den Radicalen nicht behagen. Heine ist stets gerade von denen, die mit ihm gegen die Reaction stritten, mit Misstrauen und Feindseligkeit reichlich bedacht worden. Sein genialer politischer Blick hinderte ihn daran, sich mit den principienfesten Demokraten seiner Zeit so völlig zu verbrüdern. Aber in dem jungen Lassalle erkannte er einen derjenigen, die zu ihm gehören. Er wusste, dass er nichts anderes sein könne, als ein braver Soldat der Freiheit, dass es einer anderen Zeit vorbehalten sei, das zu erfüllen, wovon er geträumt. Und in seiner Matratzen-gruft, müde in den Krankensessel gelehnt, zieht er das Facit seines politischen Wollens und Könnens:

„Verlorner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreissig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, dass ich siege,
Ich wusste: nie komm' ich gesund nach Haus.

... Ein Posten ist vacant! — Die Wunden klaffen —
Der eine fällt, die anderen rücken nach ...“

Der Fall Masaryk.

Ein Zeitbild am Ausgang des XIX. Jahrhunderts.

Von

Heinrich Herbatschek.

(Wien.)

Böhmen ist dasjenige Land, welches den Herrschern Oesterreichs seit jeher viel zu schaffen gegeben hat. Sieht man von den föderalistischen Bestrebungen ab, die nun einmal den Kernpunkt der Forderungen der czechischen Staatsrechtler bilden, so kann jedenfalls nicht geleugnet werden, dass man bei grossen politischen Entscheidungen stets mit einem Auge ängstlich nach Prag schielte oder wiederum — gegebenenfalls — anlässlich „staatsgefährlicher“ Bewegungen die „Länder der böhmischen Krone“ mit mehr als notwendigen Schutzmassregeln bedachte. Kommt es in absehbarer Zeit zu irgend einer Action, sei es auch bloss entfernt revolutionärer Art, dann wird Böhmen allerdings zum Herd, von dem aus die Funken über die Nachbarländer fliegen.

In Böhmen spielte sich gegen Ende des Jahres 1899 eine Dreyfus-Affaire en miniature ab. In Poina, einem Orte mit einigen hundert Einwohnern, fand man eines Tages die Leiche eines Mädchens aus armem, christlichem Hause. Die kurz danach im dortigen israelitischen Bethause gefundenen Kleidungsstücke, sowie andere, völlig unmassgebliche Dinge, welche man mit dem urplötzlich zum Mörder der christlichen Jungfrau gestempelten Juden Hülsner in Verbindung brachte, gaben der judenfeindlichen Presse Veranlassung, aus der geheimnisvollen That einen „Ritualmord“ zu machen. Hülsner wurde zum Tode verurteilt, obgleich seine Schuld nicht vollständig erwiesen worden war. Die journalistische Hetze machte hierauf einer mit nationalen Streitigkeiten untermischten wirtschaftlichen Kampf-bewegung Platz. Die jungczechischen Acteure waren auf der politischen Schau-bühne kläglich durchgefallen und klammerten sich nun gerne an dem Stroh-halm, um durch antisemitische Umtriebe die Bevölkerung abzulenken und ihre fallit gewordene Existenz retten zu können. Mitten im tobenden Streit beging die Regierung eine Dummheit. Die von Badeni „verordneten“ Sprachenverordnungen wurden zurückgezogen; die czechischen Abgeordneten bliesen zum Sturm, und der Lärm ging los. „Polna“ hiess die Parole,